Brussa, die Stadt der Sultansgräber

Autor(en): **Larsen, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571757

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

sang eines Marschliedes beim Marschieren bedeutet: wieviel stärker muß die Musik auf denjenigen wirken, dem es gegeben ist, sich frei nach ihren Takten und Klängen zu bewegen, nach eigenem Ermessen und Empfinden im Tanzschritt die Musik zu begleiten, Musik in Bewegungen auszudrücken! Wir kennen alle den Zauber der Tanzweisen, die müdeste Glieder zu beleben vermögen, und doch finden wir in den ewig gleichmäßigen Umdrehungen und Figuren des gesellschaftlichen Tanzes kein völliges Aufgehen. Diese Möglichkeit nun geben uns die hygieinisch-rhythmischen Uebungen. Neben der Musik tut da die Natur, Wiese, Busch und lachender Sonnenschein noch ein übriges, daß sich der Körper in vollkommener Harmonie nach den Empfindungen bewege. Ein solches Turnen ist geeignet, natürlichen Ausdruck und Frische und damit Schönheit zu geben. Dem durch einseitige Bewegung der Verbildung anheimgefallenen Körper wird ein gewisser Ausgleich zuteil, die natürlichen Bewegungen und Formen werden ihm erhalten. Vielen ist das Geräteturnen zu anstrengend, zu schwer und ermüdend, und für viele eignet es sich nicht. Bloße Freiübungen stellen keine Anforderungen an selbstschöpferische Betätigung. Die Musik aber wirkt anziehend, und das leichte Spiel der Glieder, fast befreit von beengender Kleidung, bringt Befreiung und Lust. In der Gartenstadt Hellerau, dem Ideal einer Wohnsiedelung, wo sich die Schule Dalcroze findet, wird die Dorfjugend zu diesen Uebungen herangezogen, und man will damit überraschende Resultate erzielt haben im Sinne einer harmonischen Ausbildung von Körper und Geist. Die Kinder werden geweckter, sicherer, lernen sich bewegen und ausdrücken, werden zum Schaffen aus sich selbst heraus angeregt. Man erzielt dort nicht nur eine künstlerische Bildung des Körpers, sondern tatsächlich auch eine Charakter- und Geistesbildung. Denn solcher Art ist die Wechselbeziehung zwischen seelischem und körperlichem Gehaben, daß Haltung und Bewegung nicht allein Ausdruck des seelischen Zustandes sind, sondern daß sie diesen zu beeinflussen und zu bestimmen vermögen. Dieses psycho-physiologische Gesetz bildet die wichtige Grundlage jeder ernsten Körperkultur und verleiht ihr weittragende Bedeutung. Das hygieinisch-rhythmische Turnen will nicht bloß den Körper nach dem Geist modellieren und also die äußere Erscheinung des Menschen veredeln und individualisieren, es will durch den zu Kraft, Freiheit und Schönheit herangebildeten Körper Geist und Willen stärken, überschüssige Energien in Lebenskräfte umsetzen und so zur Charakterbildung und ganz allgemein zu einer höhern Kultur führen, die, alle sozialen Gegensätze überbrückend, dem Drange nach Einfachheit und Wahrheit, der in unserer Zeit liegt, entgegenkommt. Winthers köstliches Buch gibt nicht nur die Wege, um solchen Idealen näherzukommen, es zeigt auch, wieviel schon erreicht wurde, zumal in Amerika und Deutschland. Derlei liest sich ungemein tröstlich in diesen trostlosen Tagen, denn es erweckt Hoffnungen und gibt Zuversicht für die kommende Zeit. Deshalb verdient das Werk gerade heute alle Aufmerksamkeit, das — dank der geistvollen und eingehenden Behandlung des Stoffes — viel weiter zielt und viel tiefer greift als der Titel verrät.

Claire Breves, Küsnacht bei Zürich.

Brussa, die Stadt der Sultansgräber.

Mit sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Nachdruck verboten.

Des öftern bin ich in Gemäldesammlungen kopfschüttelnd vor Landschaften stehen geblieben, die im Bilderverzeichnis als „Garten Eden" geführt wurden. Ein solches Durcheinander von Farben war nichts weiter als ein unmögliches, wenn auch prächtiges Phantasiewerk des Malers. Die alte Sultansstadt Brussa im Frühlingsschmuck hat mich eines bessern belehrt. Jetzt erst weiß ich, daß derartige Paradiesbilder auch in der Natur noch vorkommen und den Beobachter mit ihren einzigartigen Schönheiten stutzig machen können. Wie trunken saugt der Blick sie ein, wie berauscht wandert man zwischen ihnen hin — um sich zuletzt nach der grandiosen Einfachheit einer norddeutschen Landschaft zu sehnen. Ein wei-

Panorama von Brussa, der alten Sultansstadt.

tes wogendes Meer von Grün in allen nur erdenklichen Schattierungen, das ist die Ebene von Brussa. Ueber dem Lichtgrün zahlloser Maulbeergärten leuchten, Fackeln vergleichbar, gelbgrüne Pappelbäume, die rechtwinklig sich kreuzende, weiße Landstraßen einsäumen. Wie aus dunkelm Silber getrieben, stehen die knorrigen Stämme hundertjähriger Olivenbäume da, um deren phantastisch gewundenes Astwerk die feinen silbrigen Blätter harmonisch sich gruppieren. In den Weingärten herrscht das Braun der noch kahlen Rebe vor. Dazwischen stehen unbeweglich die düstern schwarzgrünen Zypressen, und auf breiter silberner Bahn durcheilt der Schöpfer dieser Herrlichkeiten, der Fluß Uelfer Tschai, sein Reich. Rosenwolken von blühenden Obstbäumen schweben über der Niederung, blutig leuchtet der Horizont vom Rot der Mohnfelder, und unmittelbar daran grenzt tiefblau der Aetherhimmel. In den Mittelpunkt des Bildes ist der firngekrönte bithynische Olymp gestellt, dessen 2500 Meter Höhe in dieser Ebene einen gewaltigen Eindruck machen. Obgleich kein Götterberg, steht er seinem berühmten Namensvetter um nichts nach. Zahllose Flüsse entspringen seinem Schoß, und die warmen Quellen, die der ehemalige Vulkan hervorsprudeln läßt, waren schon zur Zeit der Byzantiner berühmt. Unvergleichlich schön liegt die alte Sultansstadt an den Berg geschmiegt, von weitem einem Geschmeide mattleuchtender Perlen vergleichbar. Planlos angelegt, mit krummen, weinüberrankten Gassen und weitläufigen Gärten macht sie mehr den Eindruck eines Dorfes als einer Stadt. Die Kuppeln zahlreicher Moscheen, die aus dem Grün auftauchen, geben dem Bild ein äußerst friedliches Gepräge. Von lanzenscharfen Minaretten flankiert, von träumenden Zypressen umstanden, muten sie an wie Heiligtümer einer zurückliegenden Zeit, die nichts Größeres kannte als die Verherrlichung Allahs. Leider wird diese Silhouette durch unschöne Fabrikgebäude beeinträchtigt, die unser modernes Zeitalter erstehen ließ. Es sind große Seidenspinnereien, denen die Stadt ihren wirtschaftlichen Aufschwung verdankt.

Brussa mit seinen 100,000 Einwohnern wurde im zweiten Jahrhundert v. Chr. gegründet. Durch die Heilquellen war es schon im Altertum bekannt, zur Blüte aber gelangte die Stadt erst, nachdem die Osmanen sie den Byzantinern abgerungen und zur Residenz des Türkenreiches erhoben hatten. Zwei Drittel der Bevölkerung sind rein türkisch. Die übrige Einwohnerschaft setzt sich aus Armeniern, Griechen und Juden zusammen, die ihre eigenen Viertel innehaben. Sie zeichnen sich alle durch mehr Lärm und weniger

Brussa Abb. 2. Eine alte, mit Häusern bestandene Brücke.

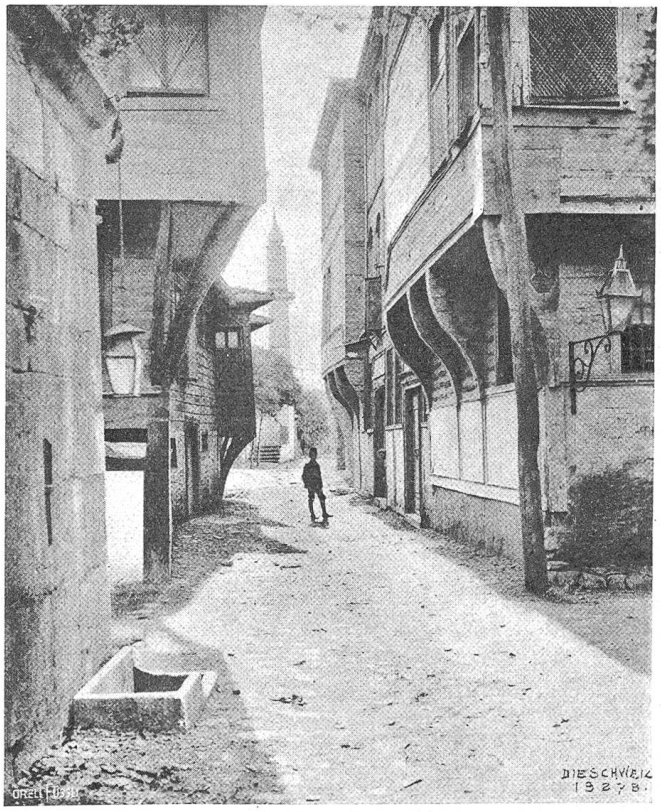
Sauberkeit wenig vorteilhaft vor den türkischen Quartieren aus. Diese gleichen dort, wo Wohnhäuser stehen, verlassenen Ansiedlungen, so still und einsam ist's auf den Straßen. Die Haustüren bleiben scheinbar stets geschlossen, an den holzvergitterten Fenstern sind die Vorhänge herabgelassen, nirgends ist ein lebendes Wesen zu sehen. Ab und zu öffnet sich schnell ein Pförtchen, eine schwarzgekleidete dichtverschleierte Gestalt schlüpft daraus hervor und überquert die Gasse, um ebenso schnell hinter einer andern Tür zu verschwinden. Auf den Straßen, wo die Handwerker ihre Läden und Werkstätten haben, herrscht stets reges Treiben. Hier führt der so übel beleumdete türkische Straßenhund noch ein idyllisches Dasein und sorgt gewissenhaft für die Reinhaltung seines Bezirks. Vom traurigen Schicksal, das seine Stammesgenossen vor wenigen Jahren in Konstantinopel traf, weiß er nichts. Ihm wird es hoffentlich niemals beschieden sein, auf kahler, schattenloser Insel Hungers sterben zu müssen.

Wer an den Verkaufsständen der kleinen Leute dieses Geschäftsviertels entlang wandert, lernt sie als regsame und fleißige Menschen kennen. Das übliche Bild von Kaffeehaus und Wasserpfeife wird hier einmal zur Illusion. Man kann in den Werkstätten noch die Urformen des Handwerks studieren. Eine z. B. beherbergt Messerschmiede. Hier werden Messerklingen ausgeglüht und zurechtgeschmiedet, dann Holzgriffe dazu geschnitzt, angemalt und an die Messer befestigt, und nachdem das Mordwerkzeug am Schleifstein noch gehörig geschärft worden, kann es gleich zum Verkauf ausgeboten werden. In andern Läden fertigt man Kaffeekännchen, Kaffeemühlen und andere nützliche Dinge an, und jeder dieser à la turca sitzenden Künstler schafft mit einer Hingabe und Lust, wie sie dem Arbeiter an der viel schnellern Maschine draußen im Reich der Industrie nicht gegeben ist. Ueberhaupt scheint alle Arbeit in dieser merkwürdigen Stadt spielend getan zu werden. Ich sah Landleute, die draußen auf ihren Feldern gearbeitet hatten, noch lange vor Einbruch der Dämmerung heimkehren. Aber sie gingen nicht etwa zu Fuß, wie man es sonst gewohnt ist zu sehen. Sie saßen zu fünft in einer hochnobeln Droschke, sangen Lieder, tranken aus ihren Flaschen und boten dem Kutscher großartig Zigaretten an. Es wurde mir bedeutet, diese Art, den Feierabend zu beginnen, sei nichts Besonderes. Brussa hätte seine guten Straßen nicht zum Anschauen gebaut.

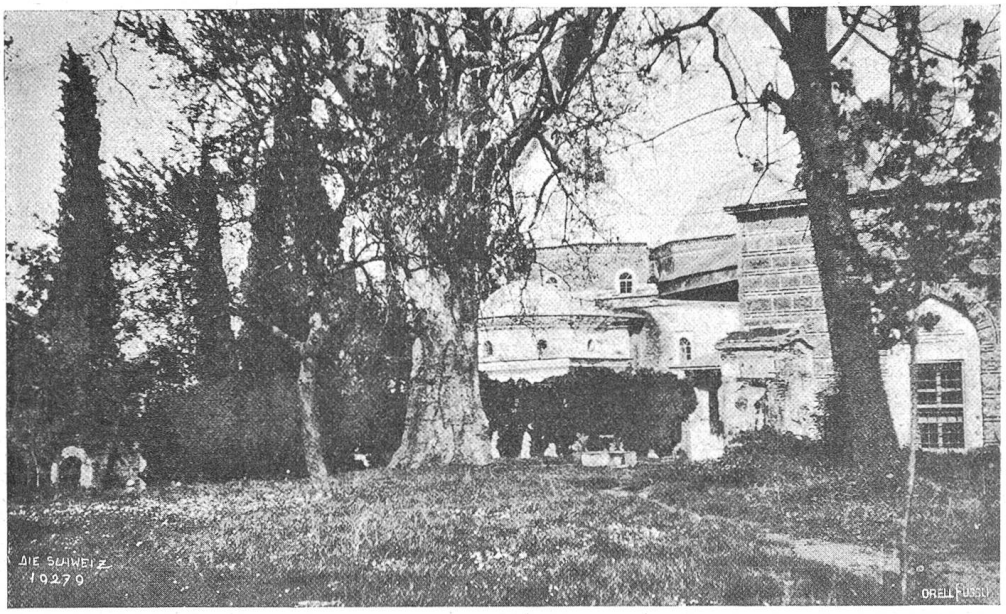
Auch die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, das Erzeugen und die Verarbeitung von Kokons scheint ihr nicht

viel Kopfzerbrechens zu machen. Den Hauptanteil an der Arbeit leisten die kleinen Seidenraupen in eigener Person. Wenn sie sich im Sommer verpuppen, erhält man einige der besten Exemplare am Leben, daß die Schmetterlinge auskriechen und sich paaren können. Die Weibchen kommen darauf in kleine Säcke, wo sie ihre Eier ablegen und sterben. Sobald der Frühling die ersten Blattknospen an den Maulbeerbäumen öffnet, kann zur Entwicklung der Eier geschritten werden. Im warmen Zimmer hängt man sie an Gazestreifen auf und sorgt dafür, daß sie dem Licht voll ausgesetzt sind. In solchen Zeiten quartiert sich die ganze Familie im Ziegenstall ein und überläßt alle andern Räumlichkeiten des Hauses ihren Pfleglingen; denn diese können weder große Kälte noch strahlende Sonne vertragen und müssen sehr verhätschelt werden, sollen sie sich zur Zufriedenheit entwickeln. Bei plötzlich eintretender Kälte wandern sie sogar nachts mit ins Bett. Nach zwei Wochen zeigen sich die Räupchen. Sie dürfen auf Strohmatten liegen und am Saft kleingeschnittener Maulbeerblätter saugen. Später bekommen sie dreimal am Tag zu fressen. Zusehends werden die Nimmersätter größer und sind nach viermaliger Häutung innerhalb eines Monats zur Verpuppung reif. Sie hängen ihre kostbaren Seidengespinste an Zweigen auf, die man ihnen vorher auf die Matten gelegt hatte. Nach ihrer Vollendung werden die Kokons gesammelt und in einem Backofen heißer Luft ausgesetzt, die die kleinen Lebewesen im Innern tötet. Nun ist die kostbare Ware für den Handel fertig. Den Seidenspinnereien fällt die schwierige Aufgabe zu, den 600 Meter langen, tausendfach gewickelten Faden vom Kokon zu lösen. Zu diesem Zweck kommen die Gespinste in heißes Wasser, wo der ihnen anhaftende feine Leim sich löst. Durch Bürsten mit Reisigbesen wird schließlich ein Ende des Fadens frei, und wenn mehrere solche Anfänge gefunden sind, drehen geschickte Frauenhände sie zusammen, ziehen sie durch eine Klammer und leiten sie über ein großes Rad, das die übrige Arbeit des Abwickelns rasch und sicher besorgt. Es muß nur darauf geachtet werden, daß die Fäden in Ordnung bleiben und nicht abreißen. So ist der dünne Seidenfaden eines Gewebes aus mehreren zarten Fäden verschiedener Kokons zusammengesetzt, die für sich allein viel zu dünn wären, um von Nutzen zu sein. Der Hauptabnehmer dieser Rohseide war bisher Frankreich. Auch Seidenabfälle werden nach den großen Seidenmärkten Europas verkauft. Die an Ort und Stelle verarbeitete Ware bleibt im Land und findet z. B. beim Oberkleid der türkischen Frau — dem Tscharschaff — vielfache Verwendung.

Brussa, die Stadt der Seide und der heißen Quellen! Aber nicht dieser Reichtum hat sie bei den Moslim bekannt und berühmt gemacht. Sie verdankt ihr Ansehen hauptsächlich dem Umstand, daß die ersten großen osmanischen Herrscher hier



Brussa Abb. 3. Türkische Wohnhäuser.



Brussa Abb. 4. Der Garten der Sultansgräber.

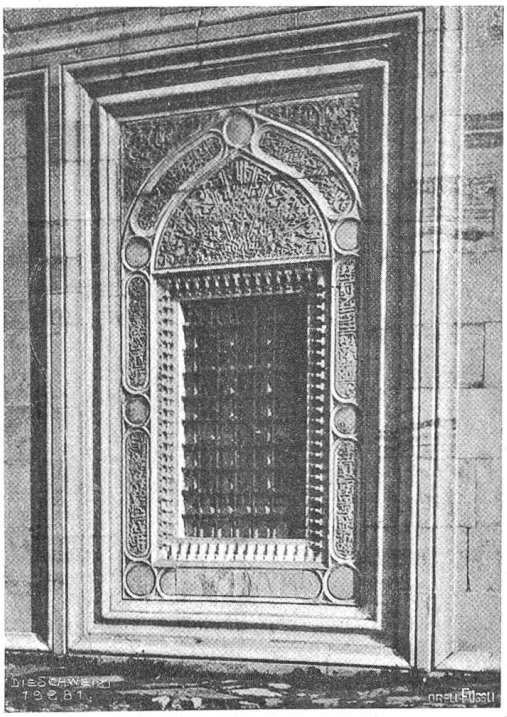
regierten und sich dies Paradies zur ewigen Ruhestätte erwählten. In einem weiten verwilderten Garten, den Lorbeerbüsche und Zypressen einsäumen (s. Abb. 4), liegen sie begraben. Hecken von Flieder und rankenden Rosen umziehen den frischgrünen, mit roten Anemonen besteckten Rasen. Irgendwo, im Gebüsch versteckt, flüstern verträumte Brunnen. In ihren weißen Marmorbecken zittert ein Stück des strahlenden Himmels. Die elf kleinen Mausoleen, Türben genannt, sind wie zufällig in den Garten hineingestellt und machen in ihrem altersgrauen Gewand einen fast verwahrlosten Eindruck. Ihren Zauber fühlt nur, wer eine der prachtvoll geschnitzten Eingangstüren öffnet und den von einer Kuppel überspannten Innenraum betritt. Gedämpft dringt das Tageslicht durch die kleinen trüben Fenster herein, gerade noch stark genug, um die bunten Blumenmuster altpersischer Fayencen, Hyazinthen, Nelken und Tulpen darstellend, die die Wände schmücken, hell aufleuchten zu lassen. Diese herrlichen Kacheln lassen sich in solcher Farbenpracht heute nicht mehr herstellen; sie müssen selbst den verwöhnten Kenner zur Bewunderung hinreißen. In der Mitte des kleinen Raumes stehen zwei, drei Katafalke, von dunkelm Tuch überzogen und zum Teil mit kostbaren Teppichen bedeckt. Vor ihnen am Boden kauert ein alter weißbärtiger Imam im grünen Turban und murmelt seine Gebete. Wenn es zu dämmern beginnt, entzündet er zwei große Kerzen, die vor der Gebetsnische aufgestellt sind, und etwas von der warmen Glut des heiligen Raumes flutet über in sein Herz. „Allah ist groß," so stammelt er, „er wird einst die Kalifen von Stambul wieder an diesen Ort zurückführen!" Keine Denkmäler großer Padischahs stehen in diesem Gräbergarten, aber in schlichter, sinniger Weise ehrt man ihren letzten Willen. Murad II. hatte gewünscht, so zu ruhen, daß sein Grab vom Tau des Himmels benetzt würde. Die Kuppel seiner Türbe ist in der Mitte offen gehalten worden; des Himmels blaues Auge schaut auf sein Grab herunter, Regen und Tau können es befeuchten.

Keiner der alten Sultanspaläste in Brussa ist erhalten geblieben. Aber als Kalifen ihres Volkes haben sich die Padischahs unvergängliche Ruhmeszeichen geschaffen; die zahlreichen großen Moscheen, um die selbst Stambul diese Stadt beneidet, sind ihre Schöpfungen. Architektonisch am interessantesten ist die Ulu Dschami (große Moschee) im Zentrum der Stadt (s. Abb. 5). Den rechteckigen, blendend weißen Bau krönt nicht — wie alle Moscheen Konstantinopels — eine Haupt-

Brussa Abb. 5. Die Ulu Dschami (große Moschee).

kuppel, um die sich kleinere Kuppeln und Halbdome gruppieren; er ist vielmehr von zwanzig gleich großen Kuppeln, die zu je fünfen in vier Reihen stehen, überdeckt. Ihnen entsprechen im Inneren zwanzig miteinander verbundene Räume. Einer der Mitteldome ist oben offen und läßt das Tageslicht voll einströmen. Es wird vom klaren Wasser eines in Marmor gefaßten Brunnens aufgefangen und zitternd an die Wölbungen zurückgeworfen; magisches Licht durchflutet den großen Raum. Zu allen Stunden des Tages kommen und gehen die Beter, lautlos ist ihr Schritt auf den weichen Teppichen und Matten des Bodens. Vor den Nischen kauern einzelne Gruppen im Gebet. In das Schwirren der halblauten Stimmen mischt sich das Plätschern des Brunnens, und darüber hin schwebt scharf und bestimmt — dem Ton der Oboe vergleichbar — der Gesang eines Priesterschülers. Das ist der Zauber der Großen Moschee.

Noch eine andere dieser heiligen Stätten des Islam ist voller Wunder und Rätsel, die Jeschil Dschami (grüne Moschee), die Mohammed I. 1420 ganz aus weißem Marmor erbauen ließ. Schlicht und schmucklos stellt sich ihr Aeußeres dar; nur auf die Ausführung der Fensterumrahmungen (s. Abb. 6) ist große Sorgfalt verwendet worden. Wie gefrorener Schaum schimmern die Arabesken ihres Marmorfiligrans; den Haupteingang krönt außerdem ein prachtvolles Stalaktitengewölbe. Die Moschee verdankt ihren Namen grünen Fayencekacheln, die die Zierde des Innenraumes sind. Bis hoch hinauf bedecken sie die Wände, zahlreiche Nischen glühen in ihrem dunkeln Feuer. Auch hier plaudert geschwätzig ein Marmorbrunnen; über kostbare Teppiche gleitet lautlos der



Brussa Abb. 6. Ein Fenster der Grünen Moschee.

Fuß, und atemlos lauscht man der Stimme des Muezzins draußen auf dem Minarett: „Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Knecht und sein Gesandter!“

Wer die Straßen Brussas durchwandert, trifft hin und wieder auf runde Steinbauten mit flachen Kuppeln, die Türben oder kleinen Moscheen ähnlich sehen; das sind Badehäuser. Die großen öffentlichen Badeanlagen, die den Ruhm der Stadt begründet haben, liegen draußen in Vorgärten mitten im Grünen. Sie erhalten ihr Wasser von sechs heißen schwefel- und eisenhaltigen Quellen, die am Olymp entspringen und Temperaturen bis zu 82 Grad Celsius aufweisen. Ihre Wirkung soll denen von Gastein gleichkommen. Sie erfreuen sich von seiten der Bevölkerung eines lebhaften Zuspruches. Fortwährend kommen auf den breiten Zufahrtsstraßen die „Badegäste“ angefahren. Man begegnet auch großen oder kleinen Gruppen türkischer Frauen mit ihren Kindern, die nach angestrengter Tätigkeit im Badehaus gut verpackt ihren Häusern zueilen, um daheim den wohlverdienten „Keff“ zu halten. Ein Bad zerfällt in mehrere Abteilungen. Der Auskleideraum ist mit bunten Kacheln geschmückt. Den Marmor des Fußbodens bedecken weiche Matten und warme Teppiche, an den Wänden laden breite Divans zur Ruhe ein. Hier läßt sich's nach den Strapazen des Bades bei Kaffee und Zigaretten gemütlich Siesta halten. Behaglich in seinen weißen Burnus gehüllt, betrachtet man nicht ohne Schadenfreude die Aermsten, die noch von derben Fäusten frottiert und massiert werden. Die Badenden halten sich in zwei anderen Räumen mit allmählich gesteigerter Temperatur auf; hier strömt aus zahllosen Röhren das warme Wasser in marmorne Becken. Und schließlich dringen die Tapfersten bis zur wärmsten Halle vor, wo auch das Schwimmbassin sich befindet. In dieser Miniaturhölle ist es so heiß, daß einem sofort der Schweiß aus allen Poren tritt und man das Gefühl hat, als werde man im nächsten Augenblick selber zu Dampf verwandelt sein.

Die heißen Quellen von Brussa könnten Weltruf haben, wenn sie dem internationalen Publikum leichter zugänglich gemacht würden. Damit wäre aber auch der ursprüngliche Glanz der alten Sultansstadt dahin. Bahnhofsportiers, Automobile, Hotels „ersten Ranges“ träten in den Vordergrund, und allmählich könnte es noch so weit kommen, daß nur die Herren Oberkellner Eintrittskarten für die Moscheen abzugeben berechtigt wären. Muß man es doch heute schon erleben, daß an den schönsten Punkten dieser stillen Stadt grelle Plakate der Welt verkünden, wo man in Stambul die besten Schuhe und die billigsten Kleider kaufen kann. Wer die Wunder des alten Orients liebt, hegt den Wunsch, daß es Brussa noch lange vergönnt sein möge, den Dornröschenschlaf zu halten.

Max Larsen, Konstantinopel.

Neue Schweizer Bücher.

Als vor Jahren ein deutscher Verleger eine schweizerische Novellensammlung erscheinen ließ, gab er ihr den herbklaren Titel „Unterm Firnelicht“ und ließ einen vereisten, hochragenden Gipfel auf den Umschlag zeichnen. Allein der Zufall wollte es, daß der Inhalt des Buches, darin sich mehr Leidenschaft, Schwüle, Bedrängnis, Glut und Grauen als Bergesstille und Gipfelklarheit geltend machten, recht schlecht zu seinem Aeußern paßte. Anders verhält es sich mit dem Band Schweizererzählungen, den unser Schriftstellerverein heuer als erste Gabe dem Schweizervolke vorlegt*). Ein früchteschweres Apfelbäumchen vor freundlich gelagertem schneebehangenem Berg zeigt der Umschlag über dem gewichtigen Wort „Schweizererde“, und Symbol und Titel entsprechen hier ganz dem Inhalt: es sind wahrhaft reife Früchte, die uns da neun unserer hervorragendsten Dichter bieten, und irgendwie sind sie alle der Schweizererde entsprossen. Denn nicht allein auf Schweizerboden spielen diese Geschichten, was wichtiger ist, sie leben von Schweizerluft, vielleicht die eine Erzählung von Heinrich Federer ausgenommen; denn da geschieht das Merkwürdige, daß man meint, diese leidenschaftliche, in christlichem Heroismus und erschütternder Gefühlszartheit sich lösende Geschichte sei ursprünglich in Federers anderer Dichterheimat erwachsen, irgendwo in Umbriens karger Gebirgswelt, sodaß sie nun im Schweizer-

*) Schweizererde, Erzählungen, herausgegeben vom Schweizerischen Schriftstellerverein. Frauenfeld, Druck und Verlag von Huber & Co., 1915.